

Tempel mit Eckstein Christus

Gottesdienst am 9. Juni 2024 (2. Sonntag nach Trinitatis) in der Schlosskirche Bonn im Rahmen der Predigtreihe „Experiment Gottesdienst‘ zwischen Beheimaten und Befremden“

Liturgie und Predigt: Martin Keßler und Wolfram Kinzig

Wochenspruch:

„Kommt her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken.“ (Matthäus 11,28)

Psalm 36,6-10 (EG 718)

Schriftlesung: Jesaja 55,1-5

Predigt

Keßler

Gnade sei mit Euch und Friede von Gott, unserm Vater, und dem Herrn Jesus Christus!

Liebe Gemeinde! Dass wir uns hier in der Schlosskirche zum Gottesdienst treffen können, ist nicht selbstverständlich. Wir alle wissen, dass Beethoven in diesem Raum schon die Orgel geschlagen hat. Zutritt zum kurfürstlichen Schloss hätten wir jedoch damals nur eingeschränkt gefunden. Eine Schlossgemeinde, wie die des hier residierenden Kölner Erzbischofs, ist als solche zwar nicht abgeschirmt. Aber man muss Zugang haben. Besucher aus der Ferne und aus der Nähe zog es eher an andere Orte. Goethes Freund Zelter etwa besichtigte auf seiner Rheinreise das Bonner Münster und stellte etwas Interessantes fest: „Das Gebäude gefällt mehr wenn man von innen heraus kommt, indem sich die äußere Form nach dem innern Raume richtet.“¹ In die Richtung der Schlosskirche ging Zelter, sein Ziel war aber der alte Zoll: „Die Ansicht des Rheins, die sieben Berg links und des Godesberges zur Rechten ist von einer Anhöhe am Schloßgarten, die man das Bollwerk nennt, das Vollkommenste was ich auf diese Weise gesehen habe; auch sind die Stadt=Bewohner selbst ununterbrochen in der Anschauung

¹ Zelter an Goethe, Bonn und Köln, zwischen dem 6. und dem 11. September 1814, in: Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter in den Jahren 1796 bis 1832. Hg. v. Dr. Friedrich Wilhelm Riemer, T. 2: die Jahre 1812 bis 1818, Berlin 1833, 128-136, hier: 130.

dieser Stelle begriffen. Als ich in Bonn gegen Abend ankam war das Bollwerk voll Menschen und soll es immer seyn.“²

Menschen aus der Ferne und Menschen aus der Nähe widmet sich auch ein anderer Briefautor, der Verfasser des Epheserbriefes. Und auch er schildert ein ganz besonderes Gebäude:

Predigttext Epheser 2,17-22

17 Und (Christus) kam und verhieß Frieden euch aus der Ferne und Frieden denen aus der Nähe;

18 denn durch ihn haben wir beide in dem einen Geist Zutritt zum Vater.

19 Ihr seid darum also nicht mehr Fremde und Zugezogene, sondern ihr seid Mitbürger der Heiligen und Hausgenossen Gottes,

20 erbaut auf dem Fundament der Apostel und Propheten, wobei der Eckstein (*akrogoniaíou*) Christus Jesus selbst ist:

21 In ihm wird das ganze Bauwerk zusammengefügt, indem es zu einem heiligen Tempel im Herrn heranwächst;

22 in ihm werdet auch ihr zusammengebaut zur Wohnung Gottes im Geist.

Was für ein Bauwerk wird uns hier geschildert?

Kinzig

Der Verfasser des Epheserbriefes arbeitet mit Metaphern, die der Architektur entnommen sind. Die Christen sind nicht mehr „Fremde und Beisassen“, sondern „Mitbürger der Heiligen und Hausgenossen Gottes“. Sie sind keine Menschen ohne Bürgerrecht, sondern sie gehören zur Stadt, ja zum Haushalt Gottes dazu. Das gibt dem Verfasser das Stichwort zur Entfaltung eines Bildes: Die Gemeinde ist wie der Bau eines Hauses. Aber er ist in seiner Bildsprache leider nicht sehr konsequent. Denn hatte er gerade noch gemeint, die Christen seien Mitglieder des göttlichen Haushaltes, gehören also zu den *Bewohnern* des Hauses, so entfaltet er nun ein Bild, in dem die Gemeinde Teil des *Bauwerkes* ist.

Dieses Bauwerk hat offenbar ein Steinfundament. Es wird von den Aposteln und Propheten gebildet. Das ist ganz einfach zu verstehen. Aber welcher Teil des Hauses ist Christus? Da wird

² Ebd., 131.

es kompliziert. Wir haben das griechische Wort als „Eckstein“ übersetzt. Ecksteine werden an den Ecken eines Hauses gesetzt, um dem Bau Stabilität zu verleihen. Viele Exegeten meinen allerdings heute, das Wort bedeute „Schlussstein“, und sie können dafür gute Gründe aus jüdischen Schriften beibringen. Ein Schlussstein ist der Stein, der ein Gewölbe oder einen Bogen am höchsten Punkt abschließt und so dafür sorgt, dass er nicht kollabiert. Christus sei nach dieser Auffassung der Stein, „der den Bau krönt und vermutlich über dem Portal seinen Platz hatte“.³ Aber kann das wirklich gemeint sein?

Das Wort, das hier verwendet wird, *akrogoniaîos* findet sich vor dem Neuen Testament nur in der griechischen Übersetzung des Propheten Jesaja, in Kap. 28,16. Das ist natürlich kein Zufall. Dort heißt es: „Siehe, ich lege einen teuren Stein in sein Fundament in Zion, einen erlesenen, kostbaren Eckstein in sein Fundament, und wer auf ihn vertraut, wird nicht zuschanden werden.“ Hier handelt es sich also nicht um einen Schlussstein, sondern um einen Eckstein, und zwar um den Eckstein des Jerusalemer Tempels.

Ist das Problem damit entschieden? Leider noch nicht. Denn dieser Jesajavers wird auch im 1. Petrusbrief zitiert (2,6), aber in etwas anderer, kürzerer Form. Da heißt es: „Siehe, ich setze in Zion einen auserlesenen, kostbaren“ – tja was: Eckstein oder Schlussstein? Auch hier ist beides möglich. Die griechische Übersetzung des Jesaja-Buches variierte also (vgl. auch Römer 9,32f), und die kürzere Version des Verses im 1. Petrusbrief lässt das Verständnis des Steines als eines Schlusssteines offen.

Sie mögen sich fragen, warum ich darauf so detailliert eingehe. Nun, es ist doch ein Unterschied, ob Christus Teil des *Fundaments* ist, auf dem die christliche Gemeinschaft *ruht* und von dem sie sich allererst her *begründet*, oder ob er ihren krönenden *Abschluss* darstellt, etwas, nach dem die Gemeinde gewissermaßen *hinstrebt*.

Als Patristiker schaut man, wenn man exegetisch nicht mehr weiterweiß, gerne in die Kommentare der Kirchenväter, wo sich oft nützliche Hinweise finden. Johannes Chrysostomos schreibt in seinen Homilien zum Epheserbrief zur vorliegenden Stelle: „Denn der *akrogoniaîos* hält sowohl die Wände als auch die Grundsteine zusammen.“⁴ Chrysostomos meint also, dass es dem Verfasser des Epheserbriefs bei der Erwähnung des Steins vor allem um die Statik geht – für den Kirchenvater ist Christus demnach tatsächlich der Eckstein, und es finden sich für

³ Joachim Gnilka, Der Epheserbrief, 4. Aufl., Freiburg usw. 1990 (Herders theologischer Kommentar zum Neuen Testament 10/2), S. 158.

⁴ Homilien zum Epheserbrief 6,1 (Patrologia Graeca 62, Sp. 44): Ὁ γὰρ λίθος ὁ ἀκρογωνιαῖος καὶ τοὺς τοίχους συνέχει καὶ τοὺς θεμελίους.

seine Deutung im Predigttext weitere Hinweise. Es heißt nämlich weiter, dass durch Christus das ganze Bauwerk zusammengehalten wird und es zu einem heiligen Tempel im Herrn heranwächst. Es *wächst*: Der Bau ist noch nicht abgeschlossen. Aber ein Bauwerk, welches noch nicht vollendet ist, trägt auch noch keinen Schlussstein und keine Zinne. Christus ist nicht die Krönung – das ist der Moment, in dem Gott in das Haus einzieht –: Christus gibt dem Haus bereits während des Baus Halt.

Ja, der Verfasser des Epheserbriefes sieht die Kirche tatsächlich als eine Dauerbaustelle – freilich als eine, auf der bereits Menschen wohnen, die gemeinsam Hand in Hand das Haus Gottes errichten. Und er verheißt, dass das Werk nicht als Bauruine enden wird, denn Christus ist Garant für den Zusammenhalt der Kirche und ihrer Gemeinde.

Keßler

Wenn uns das Bild eines Hauses positiv berührt, dann liegt dies daran, dass wir mit einem Haus besondere Eigenschaften verbinden. Ein Haus gewährt uns Schutz, vor Hitze und Kälte, vor Unwettern und möglichst auch den Elementen. Ein Haus kann für Heimat stehen, für Geborgenheit und Gemeinschaft – und natürlich auch für deren Verlust. In unserem Predigttext begegnen alle Bezeichnungen für den Ort des Wohnens oder des künftigen Einzugs – das Bauwerk, der Tempel und die Wohnung – im Singular. Betont wird die *Einheit*, die der Einheit Gottes und seines Werkes korrespondiert. Die Vielfalt setzt bei den Menschen an. Bei diesen gilt es, mögliche Spannungen nicht zu Spaltungen werden zu lassen. Im Epheserbrief betrifft dies vorrangig das Verhältnis zwischen jüden- und heidenchristlichen Mitgliedern der einen Kirche. Uns begegnen weitere religiöse Selbst- und Fremdverständnisse. Dazu zählen die konfessionellen Profile, die man im Sinne einer Vielfalt deuten kann, soweit sie unter dem Dach des einen Hauses Platz finden. Der Verfasser des Epheserbriefes zeigt *einen* Ort der Begegnung mit Gott an, und den Zugang dazu erschließt Christus. Die Einheit wird aber noch mit einem zweiten Hinweis betont. So heißt es über Christus: „durch ihn haben wir beide in dem *einen* Geist Zutritt zum Vater.“ Später begegnet nochmals der Hinweis darauf, dass wir „im *Geist*“ zur „Wohnung Gottes“ werden. Für den Verfasser des Epheserbriefes ist der Hinweis auf die Einheit somit entscheidend. Wenn wir auf der Bildebene des Hauses bleiben, können wir uns fragen, wie sich der Epheserbrief zu anderen Schilderungen von Gottes Haus in der Bibel verhält. Eine sehr markante Stelle begegnet in Jesu Abschiedsreden im Johannesevangelium. Die

johanneischen Abschiedsreden hatten die Kinder des Weimarer Generalsuperintendenten Johann Gottfried Herder in ihrem häuslichen Religionsunterricht fast vollständig auswendig zu lernen. Und so hätten sie auch überlegen können, ob die dort zu findende Aussage: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen“ einen anderen Ansatz bietet. Ist eine Vielzahl an Wohnungen nicht pluraler angelegt? Tatsächlich steht auch bei Johannes die Einheit des Hauses im Vordergrund. Und auch bei ihm ist es Christus, der den Zugang exklusiv erschließt: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater denn durch mich.“ Zugleich lässt sich das Bild des einen Hauses mit mehreren Wohnungen weiterführen. Herder unternahm dies, als im Sommer 1800 Graf Friedrich Leopold zu Stolberg-Stolberg zum Katholizismus konvertierte. Frühere Freunde und Weggefährten waren darüber empört. Herder schrieb einen einfühlsamen Brief an dessen Schwester und versicherte: „Das brüderliche Band [...] zwischen Ihm u.[nd] seinen Freunden ist gar nicht aufgelöset: Er hat ein anderes Stockwerk bezogen, wohnt aber mit ihnen in demselben Hause. Denn auch der Katholicismus ist *Christentum*. [...] Die harte Anmassung einer *allein* seligmachenden Kirche ist dem Geist des ächten Protestantismus schnurstracks entgegen; wir lassen sie den Stolzen, die sich mit ihr brüsten. Ich habe so redliche, trefliche Katholische gekannt, u.[nd] suche Manche davon gewiß noch in jener Welt auf.“⁵ Doch damit sind wir schon sehr nahe an modernen Vorstellungen von Kirche. Wie sah das Haus der Kirche in der Antike und im Mittelalter aus?

Kinzig

Das Haus der Kirche konnte in der Antike mindestens zu Anfang ganz unterschiedlich aussehen: Anfangs gab es in den christlichen Gemeinden noch keine festen Strukturen – sie entstanden erst allmählich und den jeweiligen lokalen Notwendigkeiten entsprechend. Viele wurden durch einen Ältestenrat mit einer Art Vorsitzenden geleitet. Es gibt in den ersten beiden Jahrhunderten auch noch Hinweise für eine intensivere Beteiligung von Frauen. Um die Wende vom zweiten zum dritten Jahrhundert setzte sich dann aber allenthalben eine Struktur durch, bei der der (männliche) Bischof die alleinige Gemeindeleitung innehatte. Aus einer bunten Vielfalt entstand eine erstaunlich homogene Gemeindeverfassung mit einem hierarchisch gegliederten, männlichen Klerus, der von einem einzelnen Bischof angeführt wurde. Der Bischof hielt den Gottesdienst, unterrichtete die Gemeinde und achtete auf Kirchengleichheit, während

⁵ Herder an Friederike Luise Gräfin zu Stolberg-Stolberg, 29. September 1800, DA, Bd. 8, Nr. 153, S. 168.

ihn die Priester dabei unterstützten. Das Kirchenvolk hatte kein Mitspracherecht in der Kirche und meldete sich allenfalls bei unliebsamen Predigten lautstark zu Wort.

Im frühen Mittelalter, mit der Ausbreitung des Christentums in West- und Mitteleuropa wurde die Situation wieder unübersichtlicher. Die Gemeinden wurden größer, die Christen lebten weit verstreut. Der Bischof konnte die liturgischen, katechetischen und disziplinarischen Aufgaben nicht allein bewältigen. Die Priester übernahmen nun in den entstehenden Diözesen die Funktion von relativ selbstständigen Gemeindepfarrern – aber das waren keine Gemeinden im modernen Sinne: Sie wurden von den Bewohnern eines Dorfes gebildet. (Städte gab es nur wenige.). Die Dorfbewohner wurden vom Pfarrer getauft, getraut und bestattet. Am Sonntag und an den vielen Heiligenfesten gingen sie in die Kirche, um die Eucharistie zu empfangen. Die Pfarrer hatten nicht im engeren Sinne studiert, sondern lernten ihr Handwerk durch *learning by doing*. Dementsprechend gering waren auch ihre theologischen Kenntnisse. Sie besaßen in der Regel nicht einmal eine vollständige Bibel und predigten oft auch nicht selbstständig, sondern verlasen im Gottesdienst eine Homilie aus einer Sammlung mit Musterpredigten des Caesarius von Arles oder Gregors des Großen. Ansonsten achteten sie allenfalls darauf, dass ihre Schäflein es nicht zu wild trieben. Bei offensichtlichen Vergehen verhängten sie Bußstrafen.

Noch dürftiger sah es bei den Gläubigen aus: Sie kannten von der Heiligen Schrift und vom Christentum nur das, was sie durch Glaubensbekenntnis und Vaterunser gelernt hatten und was sie im Gottesdienst hören konnten, sofern der Priester überhaupt predigte. Es gab keine Seelsorge und wenig religiösen Unterricht. Und dennoch hat die Kirche in einer Zeit überlebt, in der die alte Ordnung, das Weströmische Reich, zerbrach, in der es oft keine stabilen politischen Strukturen, keine Polizei und keine funktionierenden Gerichte gab und infolgedessen jeder auf sich selbst gestellt war.

Keßler

Wenn wir diese Entwicklungen nun ergänzen, müssen wir uns davor hüten, in einen neuzeitlichen Triumphalismus zu verfallen und die vermeintlichen Errungenschaften der Reformation zu preisen. Eine Partizipation an Kenntnissen, an Bildung und Mitgestaltung ist eine bleibende Aufgabe und ein anhaltender Prozess. Vielleicht kann man sich für die Frage, wie das Haus der Kirche aussehen mag, auf eine Schlüsselszene beschränken. Sie wird in diesem Jahr ein

500jähriges Jubiläum finden, an das aber nur zum Teil erinnert werden wird. Ende August können Sie daran denken, dass Luther 1524 von Wittenberg nach Jena und das südlich davon gelegene Saaletal reiste. Mit den Worten des dortigen Herzogs, Johann Friedrich, sollte Luther „wie Paulus“ „von einer Stadt in die andern im Fürstentum“ ziehen und sehen, „mit was Predigern die Städte der Gläubigen versehen“ seien.⁶ Die Aufgabe war also eine Visitation, eine obrigkeitlich autorisierte Prüfung der Prediger und Gemeinden. Die Einheit der Kirche in einem bestimmten Gebiet war durch Qualitätskontrollen zu gewährleisten. In den jeweiligen Entscheidungen sollte Luther freie Hand haben. Der Herzog versicherte ihm: „Welche Prediger denn nicht tüglich, hättet Ihr mit Hülff der Oberkeit zu entsetzen“, also: untaugliche Prediger waren des Amtes zu entheben. Eine entsprechende Prüfung der Geister hatte Luther selbst zuvor angeboten, in Wittenberg oder andernorts.⁷ Die Reise nach Jena und ins Saaletal galt den von Luther sogenannten „Schwärmern“ – Menschen, die sich, auch in ihrem Schriftverständnis, auf eine unmittelbare Inspiration durch den einen Geist beriefen. In Jena kam es zu einer hochdramatischen Begegnung mit einem ehemaligen Fakultätskollegen. Andreas Bodenstein von Karlstadt war einer frühesten Unterstützer Luthers gewesen, bevor die beiden miteinander gebrochen hatten. In Jena sprachen Luther und Karlstadt sehr kontrovers miteinander und machten sich heftige gegenseitige Vorwürfe. Dann besuchte Luther den Ort Orlamünde, dessen Gemeinde erklärt hatte, ihr „pfarrer und seelsorger“ sei Karlstadt⁸. Diesen Umstand hinterfragte Luther in der Begegnung mit Gemeindevertretern als erstes: „mein herr hertzog Fridrich unnd die Universersitet zu Wittemberg wissen nichts drumb.“⁹ Ein Gemeindeglied antwortete darauf: „wir haben in erwelt“.¹⁰ Ein autonomes Gemeindeprinzip steht damit gegen eine übergreifende Kirchenpolitik. Auf den Geist berufen sich beriefen Seiten. In Orlamünde wird zu dem eigentlichen Helden der Begegnung ein Schuster, der Luther im sachlichen Austausch so konsequent zu antworten versteht, dass Luther schließlich aufsteht, „zum wagen“ eilt und für weitere Erläuterungen auf seine Schriften verweist¹¹. Die Szene erschließt uns Grundfragen der Partizipation, die es immer wieder zu stellen und zu bedenken gilt.

⁶ Johann Friedrich von Sachsen an Luther, WA.Br. 3, Nr. 754, S. 310.

⁷ Luther an Herzog Johann Friedrich von Sachsen, WA.Br. 3, Nr. 753, S. 308.

⁸ Kritische Gesamtausgabe der Schriften und Briefe Andreas Bodensteins von Karlstadt, hg. Thomas Kaufmann, Bd. 7, [im Druck zu erwarten: Gütersloh 2024], S. 211.

⁹ Ebd., S. 213.

¹⁰ Ebd.

¹¹ Ebd., S. 218f.

Kinzig

Die Kirche ist heute bei uns in einem tiefgreifenden Umbruch: Die Mitgliederzahlen sinken, die Kirchensteuereinnahmen gehen zurück. Darum macht sich unter uns Christen allenthalben Resignation breit. Das ist auch in unserer Fakultät zu spüren. Doch ist für Verzagtheit kein Anlass. Aus der Vergangenheit, wie wir sie skizziert haben, kann man zweierlei lernen: Zum einen hat sich die Kirche über die Jahrhunderte immer verändert und wird sich darum ganz gewiss auch weiter verändern. Das ist kein Grund zum Pessimismus, im Gegenteil: Der Verfasser des Epheserbriefes ruft uns dazu auf, dass wir Christen uns getrost an diesen Veränderungen aktiv beteiligen, weil Christus selbst uns hält. Zum anderen kann man aus dem Blick in die Vergangenheit Mut schöpfen: Kirche hat auch unter schwierigsten Bedingungen, die mit heute nicht vergleichbar sind, überlebt. Der Herr hat seine Kirche tatsächlich nicht im Stich gelassen.

Aber wie kann sie heute aussehen? Spinnen wir das Bild des Epheserbriefes doch ein bisschen weiter und fragen wir: Soll sie aussehen wie ein Einfamilienhaus im Stile des Bauhauses mit klaren Kanten oder verschnörkelt mit Giebeln und Erkern wie die Drachenburg? Wird sie einfarbig oder bunt sein? Soll sie auf einem Feld, in einem Park oder einem Garten stehen, oder bauen wir sie direkt an eine lärmende Verkehrsstraße? Darauf geben weder der Epheserbrief noch die Kirchengeschichte eine Antwort, diese Gestaltung liegt an uns. Nur zu der Frage, wie viele Zimmer das Gebäude unserer Christengemeinde haben soll, finden wir in unserem Predigttext einen Hinweis: Es muss groß genug sein, dass alle Menschen ungeachtet ihrer Herkunft darin Platz haben, sich gleichermaßen darin wohlfühlen und in Frieden leben können. Vor allem muss genug Raum vorhanden sein, dass *Gott* darin wohnen kann.

Noch zwei weitere Bauanweisungen bietet der Epheserbrief: Wir sollten, erstens, das Haus nicht auf Sand oder auf unebenem Grund bauen oder mit unerprobten Baumaterialien experimentieren. Denn in der Heiligen Schrift, in den Propheten und Aposteln, steht uns ein festes Fundament bereits zur Verfügung. Und wir sollten uns, zweitens, bei der Konstruktion des Baus an Christus orientieren, ohne den das Haus wie ein Kartenhaus in sich zusammenfallen würde. Er ist der Eckstein und die Strebe, die die Standfestigkeit des Hauses garantieren.

Wir selbst sind die Steine, aber wir sind auch die Bewohner. Das heißt, wir müssen das Haus auch so bauen, dass wir uns darin wohlfühlen können. Es darf nicht so konstruiert sein, dass es keine Luft hereinlässt, so dass sich in den Ecken und Winkeln Staub und Spinnweben

ansammeln können. Es müssen hohe Türen und Fenster eingebaut sein, die Menschen und viel Licht hereinlassen und die es uns erlauben, hinaus in die Welt zu blicken.

In unserem Leben werden wir diesen Bau nicht fertigstellen können. Da macht sich der Verfasser keine Illusionen. Auch wir sollten darum illusionslos, aber hoffnungsfroh sein. Denn eines Tages, vielleicht allerdings nicht mehr in unserer Lebenszeit und vielleicht nicht einmal mehr in dieser Welt, wird Gott in unser Haus einziehen, denn Christus ist der Garant, dass es stabil bleibt und vollendet werden wird.

Keßler

Abschließend können wir nochmals auf Zelter zurückzukommen. Dieser pries am Bonner Münster die Korrespondenz von Innen und Außen und freute sich besonders darüber, dass sich diese von innen her erschließe. So verhält es sich auch mit dem Bau, den uns der Epheserbrief schildert. Christus ist das Fundament. Und er ist es, der uns den Zugang und den Zusammenhang von innen her erschließt. Das äußere Erscheinungsbild steht der Binnenperspektive nach. „[V]on aussen ein wenig umständlich; von innen überall Licht und Zusammenhang“ formuliert Lessing in seiner „Parabel“ auf das Reich Gottes. Er entwirft eine Art Schloss: „Ein weiser thätiger Königs eines großen Reiches, hatte in seiner Hauptstadt einen Pallast von ganz unermeßlichem Umfange, von ganz besonderer Architektur. Unermeßlich war der Umfang, weil er in selbem alle um sich versammelt hatte, die er als Gehülfen oder Werkzeuge seiner Regierung brauchte. Sonderbar war die Architektur: denn sie stritt so ziemlich mit allen angenommenen Regeln; aber sie gefiel doch, und entsprach doch [...]: Was Kenner von Architektur seyn wollte, war besonders durch die Aussenseiten beleidiget, welche mit wenig hin und her zerstreuten, großen und kleinen, runden und viereckten Fenstern unterbrochen waren; dafür aber desto mehr Thüren und Thore von mancherley Form und Größe hatten. Man begriff nicht, wie durch so wenige Fenster in so viele Gemächer genugsames Licht kommen könne. Denn daß die vornehmsten derselben ihr Licht von oben empfingen, wollte den Wenigsten zu Sinne.“¹² Christus begegnet hier nicht, aber eine Vielzahl an Zugängen zum Reich Gottes. Und auch Lessings „Parabel“ bietet einen Zuspruch: Selbst wenn es den Anschein erweckt, als stünde der Palast in Flammen, und selbst wenn die Beamten genau das Falsche täten, um ihn zu retten, bestünde er doch fort. Freuen wir uns alle, aus der Ferne oder der Nähe, über den

¹² Eine Parabel. Nebst einer kleinen Bitte, und einem eventuellen Absagungsschreiben, Braunschweig 1778, S. 6f.

je eigenen Zugang zu dem einen Haus Gottes. „[D]ieser Eingang ist nur für dich bestimmt. Ich gehe jetzt und“ öffne „ihn“.¹³

Und der Friede Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus.

Amen.

Prof. Dr. Martin Keßler (martin.kessler@uni-bonn.de)

Prof. Dr. Wolfram Kinzig (kinzig@uni-bonn.de)

¹³ Franz Kafka, Der Proceß in der Fassung der Handschrift. Hg. v. Malcom Pasley, Frankfurt/Main 1993, S. 231.